



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters

Lübke, Wilhelm

Leipzig, 1873

V. Taufgefäße, Brunnen und Grabmäler.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76607)

Taufgefässe, Brunnen und Grabmäler.

1. **Taufgefässe.** Zur Verrichtung der Taufhandlung wurden in den ersten Jahrhunderten des Christenthums eigene Gebäude, von runder oder achteckiger Grundform, *Baptisterien*, in der Nähe der Hauptkirchen aufgeführt, wie ein solches noch in dem constantinischen Baptisterium des Laterans zu Rom, wenngleich in späterer Umgestaltung, erhalten ist. Die Mitte dieser Gebäude nahm ein vertieftes Bassin, *Piscina*, ein, zu welchem man auf mehreren Stufen hinabstieg, und in welchem stehend der Täufling durch Untertauchen (*immersio*) die Taufe empfing. In Italien ist man während des ganzen Mittelalters dem Gebrauche gesonderter Taufkirchen treu geblieben. In Deutschland hatten ursprünglich die bischöflichen Kirchen, dann aber auch die Abteikirchen ihr Baptisterium. Doch sind diese Anlagen meistens spurlos verschwunden oder stark umgestaltet, so dass nur noch im Namen des Patrons der Kirche oder Kapelle, Johannes des Täufers, bisweilen die Spur der ursprünglichen Bedeutung zu erkennen ist. So die Johanneskirchen oder Kapellen bei den Domen zu Regensburg, Augsburg, Strassburg, Speier, Mainz, Worms und Maestricht. Aehnlich bei den Münstern zu Aachen und zu Essen, wo die Taufkapelle westlich von der Hauptkirche gelegen und mit jener durch ein Atrium verbunden ist. Ein sehr altes Baptisterium hat sich beim Dom zu Brixen erhalten; eins aus dem 13. Jahrh. bei S. Gereon zu Köln.

In Deutschland aber trat, nachweislich schon im 9. Jahrh., daneben die Sitte auf, ein Taufgefäss von genügender Grösse (*fons baptismalis*) in den Hauptkirchen selbst aufzustellen und auf ein gesondertes Gebäude zu verzichten. Auf dem Bauriss von St. Gallen, der dem Anfang des 9. Jahrhunderts angehört, ist der Taufbrunnen

(fons) mitten im Schiff dicht beim westlichen Chor aufgestellt, und östlich von ihm ein Johannesaltar angeordnet. In derselben Zeit begann man auch, an Stelle der alten Taufe durch Untertauchen (immersio) die noch heute allgemein übliche durch Uebergießen (infusio) einzuführen, was auf die Anlage und Aufstellung der Taufgefäße gewiss Einfluss geübt hat. Der gewöhnliche Platz für das Taufgefäß ist bis auf den heutigen Tag an der Westseite des nördlichen Seitenschiffes; nur der protestantische Kultus hat häufig die Taufbrunnen ihrer alten Stelle entrückt und an den Eingang des Chores versetzt.

Auf Darstellungen des 9. Jahrh. tritt das Taufgefäß in Form eines Fasses auf, in welchem die Täuflinge bis an die Hüfte im Wasser stehen, während der danebenstehende Priester ihnen Wasser über den Kopf giesst. In romanischer Zeit sind die Taufgefäße in der Regel einfache *Taufsteine*, wie man sie noch jetzt in vielen Kirchen Deutschlands sieht. Meist von runder Grundform, bilden sie Cylinder, deren Gestalt noch an Fässer oder Kufen erinnert: ohne Zweifel eine Reminiscenz an jene Fässer, in denen man oft die Taufhandlung vornahm, wie z. B. im Jahre 1124 zu Pyritz, wo man derartige Fässer in die Erde grub, in welchen sieben Tausend Pommern in wenigen Tagen die Taufe empfangen. Bisweilen wurden die Prachtwannen der römischen Bäder zu Taufgefäßen benutzt; ein Beispiel ist der Taufstein in Gross St. Martin zu Köln, nach alter Ueberlieferung ein Geschenk Papst Leo's III. aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts. Die cylindrischen Taufsteine romanischer Zeit sind oft durch Blendarcaden auf Säulchen, oder wenigstens durch einen Rundbogenfries, bisweilen auch durch Laubwerk oder selbst durch bildliche Darstellungen geschmückt. Die Taufe Christi im Jordan, andere Scenen aus dem Leben des Erlösers, die Apostel und die Evangelisten kommen häufig vor. Manchmal ruhen diese Taufsteine auf Löwengestalten, wie in den Kirchen zu Methelen und Brenken in Westfalen, bisweilen werden solche Löwen nur in Reliefs am Fusse angebracht, wie in der Jacobikirche zu Koesfeld. Durch reicheren Reliefschmuck zeichnet sich der Taufstein in der Kirche zu Freckenhorst v. J. 1129 aus; eleganter und reicher ist der Taufstein in der Kirche zu Brechten bei Dortmund, dem Uebergangstyl des 13. Jahrh. angehörend. Beispiele einfachster romanischer Taufsteine in St. Georg zu Köln und in der Kirche zu Schwarz-Rheindorf. Häufig ruhen die Taufsteine romanischer Zeit auf einem Ständer, der rings von Säulen um-



Fig. 179. Taufbecken aus Lüttich.

geben ist, eine Form, die am Niederrhein oft vorkommt. Auch achteckige Taufsteine finden sich z. B. im Dom zu Limburg an der Lahn, im Dom zu Merseburg, in der Liebfrauenkirche zu Friedberg.

In gothischer Zeit geht eine völlige Umgestaltung der Taufsteine vor, die nicht allein die Gesamtform, sondern auch die bildnerische Ausstattung umfasst. Die Taufsteine werden schlanker, dabei reicher gegliedert, und nehmen die Gestalt grosser Pokale an, die polygon, meistens achteckig gestaltet und am Fuss wie am Bauche des Gefässes fast immer mit gothischem Maasswerk, seltner mit figürlichen Darstellungen bedeckt werden. Ornamentirte Taufsteine dieser Art sieht man sehr häufig, z. B. in St. Paul, St. Peter, St. Thomas, im Dom und in der Wiesenkirche zu Soest, in der Petrikerche zu Dortmund, der Ludgerikirche zu Münster, in der Nicolaikirche zu Jüterbogk u. s. w. Mit figürlichem Schmuck sind die Taufsteine in der Katharinenkirche zu Osnabrück, im Münster zu Herford, in der Johannis- kirche zu Billerbeck vom J. 1497, im Dom zu Marienwerder, der kunstvollste und zierlichste von allen in der Kirche zu Urach, 1518 von einem Meister Christoph verfertigt. Nicht minder prächtig der Taufstein in der Marienkirche zu Reutlingen v. J. 1499.

Grössere Bedeutung haben die *metallenen Taufgefässe*, die in romanischer Zeit seltener, in der gothischen sehr häufig vorkommen. Sie haben die Form von Becken oder Kesseln, welche in der Regel auf menschlichen Figuren, Personificationen der vier Paradiesesflüsse, oder auf Löwen ruhen. Vom J. 1112 stammt das merkwürdige von Lambert Patras aus Dinant gegossene Becken in der Bartholomäuskirche zu Lüttich Fig. 179. Es ruht nach dem Vorgange des berühmten ehernen Beckens vom Tempel zu Jerusalem auf zwölf ehernen Stieren und ist mit fünf Reliefszenen aus dem Leben Johannes des Täufers und des Evangelisten geschmückt. Das Taufbecken im Dom zu Osnabrück, im 12. Jahrh. von einem Meister Gerardus gegossen, ruht auf drei Füßen und zeigt im Relief die Taufe Christi und die Apostelfürsten Petrus und Paulus. Bedeutender ist das Taufbecken im Dom zu Hildesheim, der spätromanischen Epoche angehörend, ein mit Bildwerken ganz bedeckter, auf den knieenden Gestalten der vier Paradiesesflüsse ruhender Kessel, der mit einem hohen Deckel von eben so reicher Ausstattung geschlossen ist (Fig. 180). Die Paradiesesflüsse zeigt auch das Taufgefäss der Kirche zu Berchtesgaden, das für frühromanisch gehalten wird. Das Taufgefäss im Dom zu Bremen, auf vier von Löwen getragenen Män-

uern ruhend, gehört der spätromanischen Zeit. Aus derselben Epoche rührt das Taufgefäß in der Godehardkirche zu Brandenburg, und selbst im 14. Jahrh. findet sich noch ein romanisches Taufbecken im Dom zu Salzburg vom J. 1321. Dagegen zeigt das interessante Taufbecken im Dom zu Würzburg vom J. 1279 eine frühgothische Gliederung durch schwere Strebepfeiler und krabben-geschmückte Giebelchen. Dazu acht Reliefdarstellungen aus dem Leben Christi,

wobei der Künstler, ein Meister Eccardus, sich selbst mit angebracht hat.



Fig. 180. Taufbecken im Dom zu Hildesheim.

In der gothischen Zeit werden die architektonischen Formen stärker zur Gliederung der Taufgefäße herangezogen, obwohl in einzelnen Fällen, wie beim Taufkessel der Marienkirche zu Angermünde aus dem 14. Jahrh., die alte Eintheilung und Anordnung noch beibehalten ist, dass der Bauch des Gefäßes mit Blendarkaden und Figuren geschmückt wird, und drei Männergestalten dasselbe tragen. Ebenso an dem vorzüglichen Taufbecken im Dom zu Lübeck, welches 1455 von Laurenz Groven gegossen wurde, auf drei knieenden Engeln ruht und mit den Relieffiguren Christi, Mariä und der Apostel geschmückt ist; ferner an dem ebenfalls auf Engeln ruhenden etwas

roheren aber reicheren Taufbecken der Marienkirche daselbst vom Jahr 1337; feiner entwickelt wiederholt sich dieselbe Form in der Jacobikirche 1466. Im Ganzen aber werden die Taufkessel handwerksmässiger in Messingguss hergestellt und mit Strebepfeilern und den übrigen Architekturformen des gothischen Styles ausgestattet. So das Taufgefäß in der Stadtkirche zu Wittenberg, 1457 vom Meister Hermann Vischer, dem Vater Peter Vischer's von Nürnberg, gegossen. Sodann werden auch die Deckel oft zu hohen durchbrochenen thurmartigen Tabernakeln entwickelt, wie an dem Taufgefäß vom J. 1440 in der Katharinenkirche zu Brandenburg (Fig. 181). Eine krabbenartige Vorrichtung, wie man sie in St. Columba zu Köln und

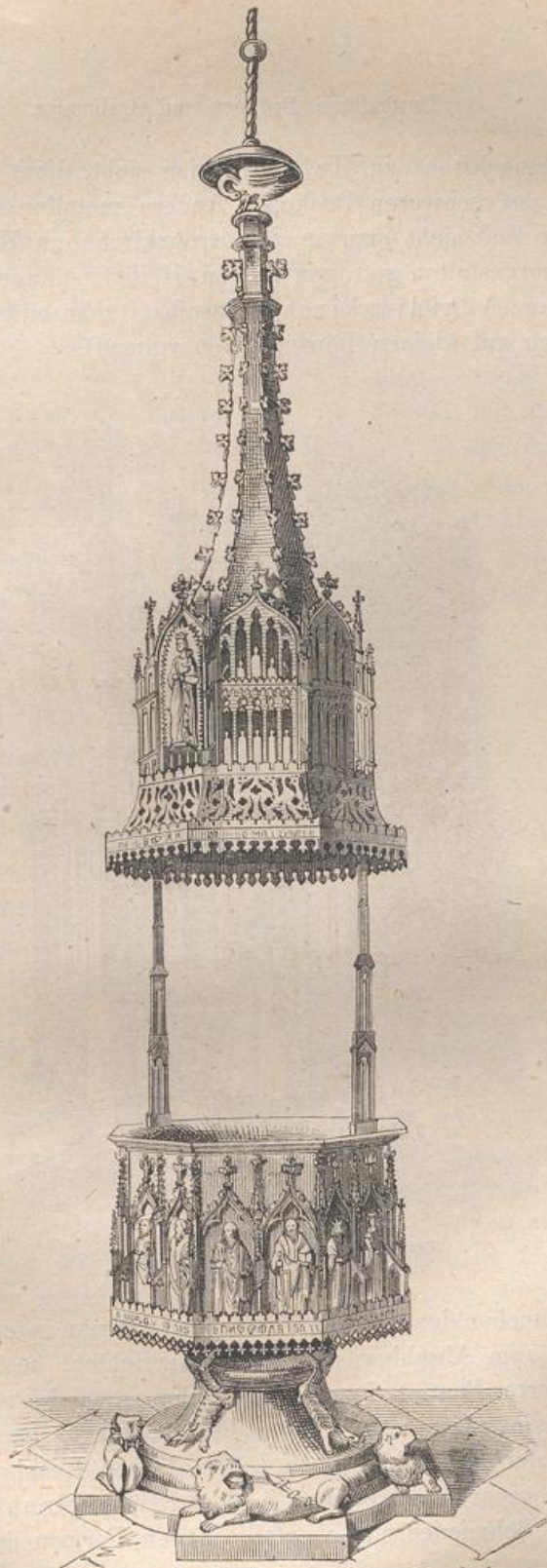


Fig. 181. Taufgefäß in der Katharinenkirche zu Brandenburg.

in der Frauenkirche zu Hal in Belgien sieht, dient dann zum Emporheben des schweren Deckels. Andere metallne Taufbecken aus gothischer Zeit sieht man in der Kreuzkirche zu Hannover (von drei Männergestalten getragen und mit Heiligenstatuetten geschmückt) und in der Aegidienkirche daselbst (zehnseitig, ebenfalls mit Bildwerken, auf kleinen Löwenfiguren ruhend).



Fig. 182. Brunnen im Dom zu Regensburg.

Bei manchen der späteren Taufbecken hat man in einigem Abstand ein Gitter zum Abschluss des Raumes errichtet, so dass gleichsam ein gesondertes Baptisterium in der Kirche entstanden ist. Ein prachtvolles Messinggitter vom Anfang des 16. Jahrh. umgiebt das Taufbecken in der Marienkirche zu Lübeck; ein Renaissancegitter von reicher Bronzearbeit sieht man in der Jakobikirche daselbst; ein Gitter von Schmiedeeisen, ebenfalls in den Formen der Renaissance,

in der Stiftskirche zu Luzern. Endlich ist noch zu erwähnen, dass bisweilen unter den Taufkesseln sich Heizvorrichtungen zur Erwärmung des Wassers finden, wie in St. Sebald zu Nürnberg unter dem gothischen Taufkessel des 14. Jahrh.

2. Brunnen. Mehrmals kommt es vor, dass natürliche Quellen in den Kirchen, namentlich in den Krypten derselben entspringen. Die Grüfte von S. Peter im Vatican, S. Ponziano und S. Alessandro hatten solche fliessende Quellen. In der Krypta der Peter-Paulskirche zu Görlitz befindet sich ein Brunnen; in der des Doms zu Paderborn entspringt ein Arm des Paderflusses, und der Kiliansquelle in der Krypta der Neumünsterkirche zu Würzburg schrieb man sogar Wunderkräfte zu. Ausserdem legte man wohl in mittelalterlichen Kirchen Brunnen an, um das zu den gottesdienstlichen Gebräuchen nothwendige Wasser an geweihter Stätte zu schöpfen. Solche Brunnen haben dann über ihrer Einfassung einen steinernen Oberbau zur Anbringung der Rolle, an welcher der Eimer herabgelassen und heraufgezogen wird. Ein solcher Brunnen im Dom zu Regensburg (Fig. 182) ist sinniger Weise mit den Figuren Christi und der Samariterin geschmückt. Ein anderer findet sich, in eleganten gothischen Formen durchgeführt, im Münster zu Strassburg. Ein dritter, vom J. 1511, im Münster zu Freiburg im Breisgau.

3. Grabmäler. Bei der ursprünglichen Bestimmung der Kirchen, Grabstätten der Heiligen zu sein, stand es anfänglich als Grundsatz fest, die Beerdigung anderer Personen im geweihten Raume nicht zuzulassen. Aber die Sehnsucht der Gläubigen, ihren Ruheplatz in der Nähe der Märtyrer oder im Schutze gleichsam ihrer Reliquien an besonders geheiligter Stätte zu finden, durchbrach, wie es scheint, bald jenes Verbot, und schon im Anfange der romanischen Epoche kommen zahlreiche Beispiele vor, welche das Begraben augezeichneter, um die Kirche verdienter Personen im Gotteshause selbst als allgemeine Sitte nachweisen. Bischöfe und Aebte, Fürsten und namentlich die Gründer der frommen Stiftungen erhalten ihr Grab in der Kirche; ja eine grosse Anzahl von Gotteshäusern wurde zu dem Zwecke gegründet, dass die Stifter in ihnen ihre Grabstätte fänden. So, um nur einige Beispiele zu nennen, erhielt Karl der Grosse eine Gruft in seinem Münster zu Aachen; Konrad II. gründete den Dom zu Speyer, Heinrich der Löwe den Dom zu Braunschweig, Lothar von Süpplingenburg die Kirche zu Königsutter sich zur Grabstätte. Vorzüglich waren es die Krypten, welche zu diesem Zwecke dienten; aber auch in anderen Theilen der Kirche, selbst

im hohen Chore finden wir schon in frühromanischer Zeit Grabstätten von Stiftern, Bischöfen und Fürsten. Ebenso wurden die Kapitelsäle und die Kreuzgänge der Klöster zur Bestattung verwendet und bisweilen finden sich in den grösseren Domkirchen wie zu Bamberg und Würzburg besondere Sepulturen angebaut. Soweit ging die Sehnsucht in geweihter Erde zu ruhn, dass die Bürger von Pisa, als sie ihren Campo Santo errichteten, der Sage nach Erde aus dem gelobten Lande holen liessen, um ihre Todten darin zu betten.

Hatte man einmal die Gräber in den Kirchen zugelassen, so galt es ihren Ort durch ein äusseres Zeichen hervorzuheben. Dies geschah zunächst durch *steinerne Platten*, die man in den Fussboden der Kirche zum Verschluss des Grabes einliess. Die ältesten Platten dieser Art haben oft nur flache Ornamente, wie die merkwürdigen Grabsteine in der Capitolskirche zu Köln, die ausserdem dadurch bemerkenswerth sind, dass sie ähnlich unseren heutigen Särgen nach dem Kopfende zu breiter werden. Bisweilen kommt zu den Ornamenten noch die Andeutung eines Kreuzes und etwa eines Bischofsstabes. So gehen also die Gräber nicht von der altchristlichen Sitte aus, die Verstorbenen in reliefgeschmückten Sarkophagen beizusetzen, sondern sie entwickeln sich aus der altgermanischen Sitte der Bestattung im Schooss der Erde. Zuweilen findet sich auf den ältesten Grabsteinen auch eine Inschrift, welche Namen und Todestag des Verstorbenen meldet, wie auf den in der Krypta des Münsters zu Bonn entdeckten Grabsteinen. Allmählich bei erstarkendem Kunstvermögen versuchte man es, das Bild des Verstorbenen auf dem Grabsteine festzuhalten, was freilich zuerst sich nur auf eine Andeutung der allgemeinen Umriss beschränkte und erst im Verlauf des 14. Jahrh. zur portraitwahren Darstellung sich entwickeln sollte. Da die Grabsteine aber einen integrierenden Theil der Bepflasterung des Fussbodens bildeten, so begnügte man sich mit eingegrabenen Darstellungen, deren Linien mit einem dunkeln Kitt ausgefüllt wurden. Den einfassenden Rahmen bildet die Inschrift, die nun schon genauere Lebensangaben sammt einem frommen Wunsch, gewöhnlich dem „*requiescat in pace*“ enthält. Die Inschriften sind in der frühromanischen Zeit in römischen Uncialen, in der spätromanischen Zeit in einer gothisch modificirten Majuskelschrift, die bis ins 14. Jahrh. gebraucht wird, von da an in der wegen ihrer vielen Abkürzungen schwer zu lesenden gothischen Minuskel abgefasst. Beispiele solcher einfachen Grabsteine mit eingegrabenen Darstellungen finden sich bis ins 14. Jahrh., z. B. im Dom zu Havelberg, der Kirche zu

Nossendorf (Fig. 183) und anderswo. Mit der Zeit wurden die Grabsteine grösser und zugleich reicher ausgeführt, die Darstellung des Verstorbenen durch kräftiges Relief hervorgehoben und dem Leben mehr genähert. In ruhiger Haltung, die Hände meist zum Gebet gefaltet, manchmal die Ehegatten dicht neben einander, der Mann mit seinen Füssen auf einem Löwen, dem Sinnbild der Stärke, die Frau mit den ihrigen auf einem Hunde, dem Sinnbild der Treue, ruhend. Werden Bischöfe oder andere hohe Prälaten dargestellt, so bringt man wohl zu Häupten zwei schwebende Engel an, welche die Mitra halten. Ausserdem strebt die gothische Zeit auch hierbei nach architektonischer Einfassung und fügt gern einen Baldachin hinzu. Beispiele solcher Reliefplatten kommen vom 14. bis in's 16. Jahrh. zahlreich in Domen, sowie in Kloster- und Pfarrkirchen vor.

Nicht minder oft finden sich solche Grabplatten *aufrecht gestellt* als *Epitaphien* an den Pfeilern und Wänden der Kirchen, und seitdem die Reliefplatten allgemeiner in Aufnahme kamen, musste sich diese Art der Grabdenkmäler schon aus praktischen Gründen als die passendere empfehlen (Fig. 184).

Gerade an diesen stehenden Grabplatten hat die Kunst am glänzendsten ihre Fortschritte gezeigt und ihnen durch grössere Ausdehnung und architektonische Behandlung oft hohen Werth verliehen. Die Dome zu Würzburg, Mainz und Bamberg enthalten eine grosse Anzahl solcher Denkmäler, an denen sich die Entwicklung der Idee und der Ausführung vom 13. bis ins 16. Jahrh. beobachten lässt. Ein grosses Gesamtdenkmal dieser Art, welches acht Ritter und sechs Damen ans dem Ge-



Fig. 183. Grabstein aus der Kirche zu Nossendorf.



Fig. 184. Grabplatte Günthers von Schwarzburg im Dom zu Frankfurt a. M.

schlecht der Grafen von Neuenburg in der Schweiz unter einem gothischen Baldachinbau darstellt, sieht man in der Stiftskirche daselbst.

Eine andere Form des Grabdenkmals entsteht, wenn der Verstorbene nicht unter, sondern über der Erde beigesetzt wird und der Sarkophag als viereckige *Tumba* sich entweder mitten im Chor und im Schiff der Kirche, oder an eine Wand gelehnt erhebt. Im letzteren Falle wird wohl eine Nische mit architektonischer Umfassung oder baldachinartiger Bekrönung hinzugefügt. Doch sollte sich dieses *Wandgrab* in Deutschland nicht zu der allgemeinen Anwendung und dem künstlerischen Werthe erheben wie in Italien. Solche Tumben sind in der Regel mit dem Reliefbild des Verstorbenen bedeckt und haben an ihren Seitenflächen meistens nur architektonische Ornamente, in romanischer und frühgothischer Zeit Säulenarcaden, später das übliche gothische Maasswerk. An der marmornen Tumba des Bischofs Suitger von Mayendorf, nachmaligen Papstes Clemens II. im Dom zu Bamberg, einer Arbeit des 13. Jahrh., sind figürliche Reliefs symbolisch-allegorischen Inhalts ausgeführt. Ein vorzügliches Denkmal spätromanischer Zeit ist das Grab Heinrich's des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde im Dom zu Braunschweig. Der Herzog trägt nach einer im Mittelalter allgemein verbreiteten Sitte ein kleines Modell der von ihm gegründeten Kirche in der Hand. An dem Grabstein des Sachsenherzogs Wittekind in der Kirche zu Enger ist die Figur aus spätromanischer Zeit, die Tumba dagegen von jüngerem Datum. Aus spätgothischer Zeit stammt das Grabmal des im J. 1241 in der Mongolenschlacht bei Liegnitz gefallenen Herzogs Heinrich II. in der Vincenzkirche zu Breslau. Eine ganze Anzahl solcher Tumben sieht man im nördlichen Seitenschiff des Doms zu Basel, einige vorzüglich bedeutende im Dom zu Köln, darunter namentlich die des Erzbischofes Engelbert von der Mark, dessen Tumba mit Statuetten in zierlichen gothischen Nischen geschmückt ist. Noch in mittelalterlicher Weise, wenn auch in entwickelterem Naturgefühl ist das Grab Heinrichs II. und seiner Gemahlin im Dom zu Bamberg, welches Tillman Riemenschneider von Würzburg von 1499 bis 1513 ausführte, die Tumba mit Scenen aus dem Leben des Kaisers, oben darauf die trefflichen Statuen Heinrichs und seiner Gemahlin. Von ähnlichem Reichthum, wenn gleich minder hohem Kunstwerth ist das von Michael Dichter ausgeführte Grabmal Kaiser Friedrich's III. in St. Stephan zu Wien, 1513 vollendet.

Neben den Steinplatten kommt das kostbarere Material der *Bronze* oder des *Messings* seit der frühromanischen Epoche in Aufnahme, und zwar eben sowohl mit eingravirten wie mit Reliefdarstellungen. In romanischer Zeit scheint man dem Relief den Vorzug gegeben zu haben. So sieht man auf der Tumba des Gegenkaisers Rudolph von Schwaben († 1080) im Dom zu Merseburg den Verstorbenen in äusserst primitivem und starrem Flachrelief. Noch unentwickelter ist die Bronzefigur Erzbischof Adalbert's († 981) im Dom zu Magdeburg; ebendort etwas entwickelter das Grabmal Erzbischof Friedrich's II.

In der gothischen Epoche zieht man die *gravirten* Darstellungen vor, weiss ihnen aber durch bedeutenden Umfang und glänzende architektonische Behandlung hohen künstlerischen Werth zu verleihen. Vereinzelt lässt sich eine solche Platte aus dem 13. Jahrhundert in der Andreaskirche zu Verden an dem Grabmal des Bischofs Yso († 1231) nachweisen. Häufiger erscheinen sie dann namentlich in Norddeutschland während des 14. Jahrh. Sie geben das Bild des Verstorbenen in kräftigen Umrissen, eingefasst von einer gothischen Architektur, die in zahlreichen Nischen die Apostel und andere Heiligengestalten, in der oberen Krönung unter Baldachinen Christus oder die Madonna zwischen musizirenden Engeln zeigt. Engel halten auch gewöhnlich das Kopfkissen des Verstorbenen, und andere Darstellungen sieht man am Fussende, während alle übrigen Flächen mit Teppichmustern bedeckt sind und eine schön stylisirte Inschrift den äussersten Rand bildet. So gehören diese grossen Platten zum Schönsten, was das deutsche Mittelalter an Grabmonumenten hervorgebracht hat. Denkmäler dieser Art finden sich noch in der Nicolaikirche zu Stralsund vom J. 1357; drei bischöfliche Platten im Dom zu Paderborn; eine Doppelplatte im Dom zu Lübeck; andere in der Klosterkirche zu Altenberg, in der Johanniskirche zu Thorn, zwei der prachtvollsten Doppelplatten im Dom zu Schwerin, eine vorzügliche Doppelplatte vom J. 1387 in der Kathedrale zu Brügge (Fig. 185) und eine späte Doppelplatte von 1521 in der Marienkirche zu Lübeck; mehrere in der Sepultur des Doms zu Bamberg; endlich eine ganze Reihe von Domherrngräbern des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts im Dom zu Erfurt, wo bei einer Anzahl sparsamerer bloss der Kopf, der Kelch (das Attribut des Priesters), das Wappen und etwa auch die Schrift in Metall der Steinplatte eingefügt ist.

Gegen Ende der mittelalterlichen Epoche nehmen die Metall-

gräber mit Vorliebe die Reliefbehandlung wieder auf, wie zahlreiche Denkmäler im Dom und der Sepultur zu Bamberg beweisen. Aus dem 14. Jahrhundert dagegen ist in dieser Art das Grabmal des Erzbischofs Conrad von Hochstaden († 1261) im Dom zu Köln, ein



Fig. 185. Grabplatte in Brügge (nach Semper).

Werk von hohem Kunstwerth. Am Ende des Mittelalters steht sodann, den Formenreichtum gothischer Kunst mit der Lebenswahrheit der neuen Zeit verbindend, das herrlichste aller deutschen Bronze-gräber, Peter Vischer's Denkmal des Erzbischofs Ernst im Dom zu Magdeburg vom J. 1495, mit der mächtigen Bronzestatue des Verstorbenen unter gothischem Baldachin und mit Apostelgestalten

und Wappen von zierlichster Ausführung an den Seiten der Tumba. Derselbe mittelalterliche Gedanke trieb dann zu Anfang des 16. Jahrh. noch das umfangreichste und kostbarste Grabdenkmal Deutschlands hervor, das Grab Kaiser Maximilian's in der Hofkirche zu Innsbruck, dessen Ausführung freilich mehr im Charakter der neuern Zeit gehalten ist. Es zeichnet sich zugleich dadurch aus, dass es ein *Kenotaphium* ist, d. h. dass es den Körper des Verstorbenen nicht enthält.

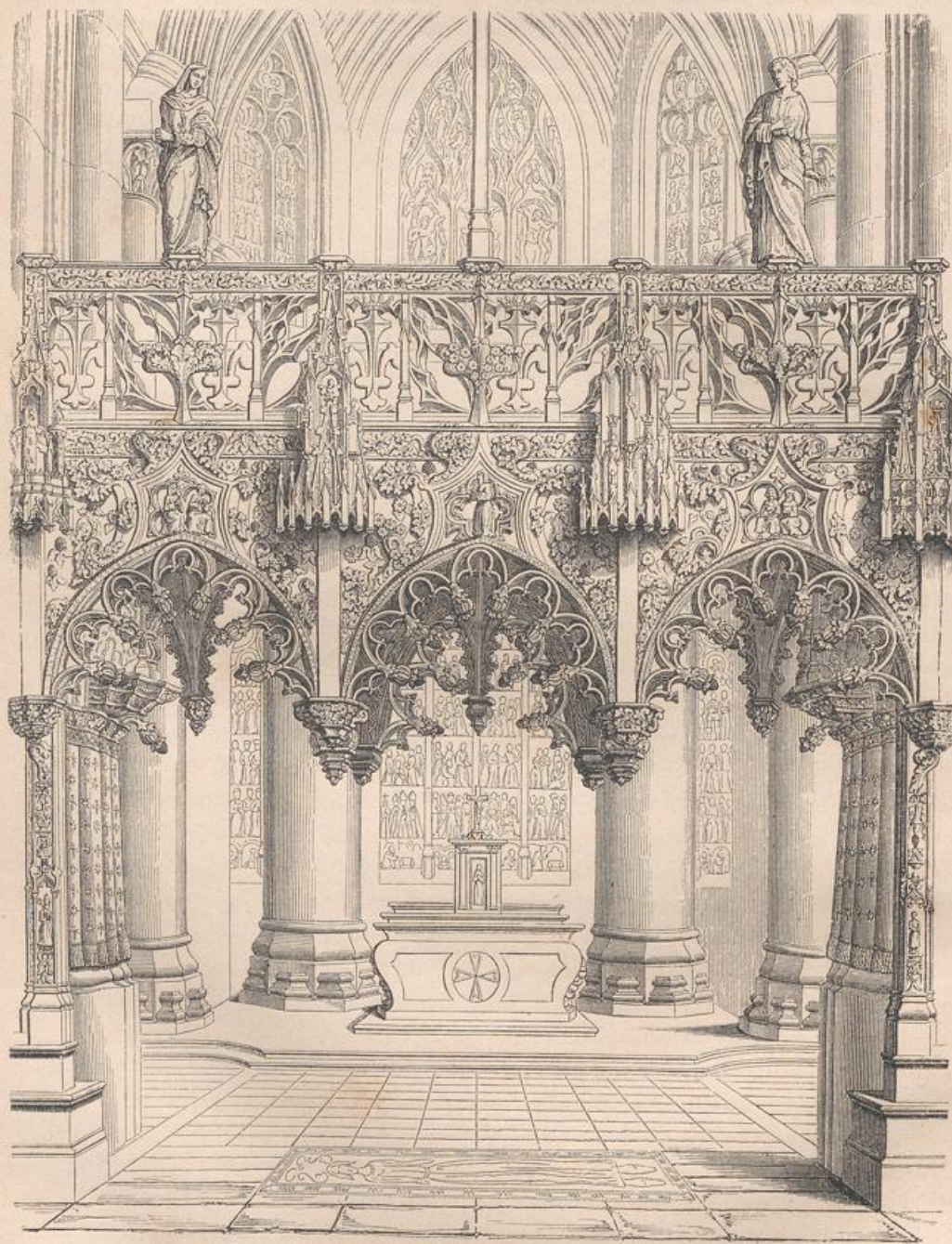


Fig. 186. Letzner der Magdalenenkirche zu Troyes.